

Gendergerechte Sprache und die Folgen für den Deutschunterricht

Eine Stellungnahme des Vorstands des Fachverbands Deutsch (Baden-Württemberg) im Deutschen Germanistenverband zu zeitgenössischen Genderisierung-Tendenzen

Liebe LehrerInnen und Schüler_innen bzw. Schüler:innen, liebe Schulleiter*innen, Lehrende, Unterrichtende, respektive Unterrichtete, liebe LehrX - oder was?

Das Thema „Gendergerechte Sprache“ beherrscht mittlerweile die Feuilletons des anspruchsvollen Journalismus und der Kultursender, sorgt für Kontroversen in den sozialen Medien und im bildungspolitischen Kontext. Sprachhistorische und linguistische Argumente der Gegner treffen dabei auf konstruktivistische Positionen, die in emanzipatorischer Absicht die ‚Sichtbarkeit von Singularitäten‘ ins Feld führen. Es geht hierbei weniger um sprachlich-linguistische als vielmehr um politisch-soziale Fragestellungen.

1. Postmodern-spätbürgerlicher Diskurs als Hintergrund sprachlicher Genderisierungsbemühungen

Die Debatte hat ihre Wurzeln im französischen Poststrukturalismus der Siebziger Jahre, der unter dem Leitbegriff der Dekonstruktion die Konstitutionsbedingungen von Interpretation unterlief und hermeneutische Verfahren einer intertextuellen Verweispraxis aussetzte. Der strategischen Verallgemeinerung von Begrifflichkeiten wird die grundsätzliche „différance“ (Derrida) gegenübergestellt, welche aufklärerisches Denken dem Generalverdacht der Manipulation aussetzt. Der spezifisch diskursanalytische Ansatz wird von der feministischen Philosophin Judith Butler erneut aufgegriffen. In ihrem Buch „Gender trouble“ (1990), auf Deutsch „Das Unbehagen der Geschlechter“, legt Butler im Sinne dieser „Differenz“ Wert auf die Unterscheidung zwischen „sex“ als dem biologischen Geschlecht und „gender“ als der der Frau soziokulturell zugeschriebenen Geschlechtsrolle. Solcherlei Geschlechtszuschreibungen werden als Wiederholung kultureller Konventionen am Körper der Frau gebrandmarkt.¹

Die enorme Aktualität der Genderthematik erklärt sich aus dem Sachverhalt, dass die – nunmehr als Episode in die Philosophiegeschichte eingerückte – französische Denkrichtung durch identitäre Positionen reanimiert wird und in jüngster Zeit zunehmende Aufmerksamkeit für sich beansprucht. Die Befreiung vom ‚Überkommenen‘ richtet sich dabei nicht nur gegen ‚frauenfeindliche‘ sprachliche Konventionen, sondern manifestiert sich zwischenzeitlich auf den verschiedensten kulturellen Feldern.

Zentrale Merkmale forcierten identitären Denkens sind: Selbstbestätigung, Gruppenbildung auf der Basis ‚starker‘ Gesinnungen, Abschottung nach außen sowie geringe Diskussionsbereitschaft. Eine solche Identitätspolitik spaltet mit ihrer Sichtbarmachung und Betonung einzelner Gruppeninteressen die Gesellschaft mehr, als dass sie Gerechtigkeit fördern würde.

¹ Vgl. Butler, Judith, Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity, Routledge, New York u. a. 1990.

2. Sprache ist Teil eines gesellschaftspolitischen Diskurses

Das Projekt ‚gendergerechte Sprache‘ muss folglich in einem größeren Kontext betrachtet werden; eine kritische Auseinandersetzung damit darf sich nicht nur auf Sprachgeschichte und Linguistik beschränken. Neben dem *ideologischen* muss der *soziologische* Kontext berücksichtigt werden. Dabei zeigt sich Paradoxes: Obwohl seit den siebziger Jahren nicht mehr die Aufstieg versprechende Mittelstandsgesellschaft, sondern eher eine „Abstiegsgesellschaft“ (Oliver Nachtwey²) für Westeuropa typisch ist, haben sich Fragen der Gerechtigkeit von der klassischen vertikalen Ebene (soziale Gerechtigkeit) auf eine horizontale Ebene (z.B. Gender-Mainstreaming) verlagert, wo sie mit Vehemenz kuratiert werden. Tonangebend unter post-industriellen Verhältnissen ist, wie der Soziologe Andreas Reckwitz gezeigt hat, eine neue, „konsumistisch-kreative Mittelschicht“, zu deren Lifestyle-Projekten nicht zuletzt das Engagement für ‚horizontale‘ Gerechtigkeitsprobleme zählt.³ Diese Perspektivverschiebung läuft allerdings Gefahr, den Blick auf die nach wie vor vorhandenen sozialen Verwerfungen in der Gerechtigkeitsdiskussion zu vernachlässigen.

Jedes Jahr findet am 8. März der Internationale Frauentag statt. Während es den Vorkämpferinnen der Frauenbewegung Clara Zetkin und Käthe Duncker noch um die Durchsetzung des Frauenwahlrechts ging, werden ab 1911 offiziell Demonstrationen und Veranstaltungen abgehalten, welche nicht nur die bisherigen Errungenschaften der Frauenrechtsbewegung feiern, sondern auf die weiterhin bestehenden Ungleichheiten in unserer Gesellschaft aufmerksam machen wollen. Frauen- bzw. Gleichstellungsbeauftragte weisen darauf hin, dass Frauen immer noch diskriminiert und unterdrückt werden und in vielen Lebensbereichen Männern noch nicht gleichgestellt sind. Zum Beispiel verdienen sie in vielen Bereichen weniger und nehmen sehr viel seltener Führungspositionen in der Wirtschaft ein.

Gleichwohl heißt es im Grundgesetz Art. 3, Abs. 2: „Männer und Frauen sind gleichberechtigt.“ Seit 1994 ist der Gleichheitsgrundsatz im Grundgesetz ergänzt worden um die Formulierung: „Der Staat fördert die tatsächliche Durchsetzung der Gleichberechtigung von Frauen und Männern und wirkt auf die Beseitigung bestehender Nachteile hin.“ Eine aktive Gleichstellungspolitik ist also Verfassungsauftrag.

Neben den vom Gesetzgeber gezogenen Rahmenrichtlinien gab es schon früh Bestrebungen, Ungleichheit der Geschlechter auf vermeintlich sexistisch diskriminierende, sprachlich determinierte Asymmetrien zurückzuführen. Luise F. Pusch erinnert daran, dass die Ursprünge feministischer Sprachkritik in der Bürgerrechtsbewegung der USA zu suchen sind.⁴ Auf Folie der sich verbreiternden feministischen Sprachkritik wurde suggeriert, dass

² Vgl. Nachtwey, Oliver: Die Abstiegsgesellschaft. Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne, Berlin 2016.

³ Vgl. Reckwitz, Andreas: Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne, 5. Aufl., Berlin 2018, S. 281 f.

⁴ Pusch, Luise, F.: „Liebe Kolleg*innen in der Stadtverwaltung“. Genderstern oder Binnen-I, queer oder nicht queer? Eine ganz kurze Geschichte der feministischen Sprachkritik. – In: Die Zeit, Nr. 7 vom 11. Februar 2021; S. 48.

insbesondere das Deutsche sexistisch konnotiert sei.

Wenn Frauen Opfer von Gewalt und Sexismus werden, hat das jedoch in den wenigsten Fällen mit sprachlichen Implikationen zu tun und kann daher durch ‚gengerechtes Sprechen‘ auch nicht beseitigt werden. Ein distanzierter Blick auf die realen Verhältnisse im gesellschaftlichen Gesamtgefüge zeigt, dass etwa familiäre Gewalt viele Gesichter hat: Neben der körperlichen Gewalt werden Betroffene beleidigt, gedemütigt, unter Druck gesetzt, bedroht und/oder von ihrem sozialen Umfeld isoliert. Die Opfer müssen caritativ-psychologisch betreut, die Täter juristisch belangt werden.

3. Entideologisierung anstatt Sprachmanipulation

Es gilt, Chancengleichheit in allen Bereichen zu realisieren – durch Eingriffe in elementare sprachliche Strukturen erscheint dies nicht möglich. Wer so tut, als könne man die Gleichstellung der Geschlechter allein durch sprachliche Kastrierung scheinbar männlich konnotierter Substantivierungen herbeiführen, unterliegt einem fatalen Irrtum, wenn man den genealogisch sich entwickelnden Sprachwandel nicht berücksichtigt. Dieser vollzieht sich im Sprachgebrauch und durch den Sprachgebrauch allmählich und quasi aus dem Sprachgebrauch heraus. Was von einigen Protagonisten des Genderns offensichtlich als Sprachwandel missverstanden wird, ist letztendlich nichts anderes als ein willkürlicher Eingriff in die Sprache von außen.

Die poststrukturalistische Philosophin Judith Butler bewegt sich auf nahezu sprachmagischem Terrain, wenn sie Geschlecht als Zuschreibung durch Sprechakte definiert.⁵ Hier Emanzipation vom Körper, dort – etwa in der Löschung von heute zu Recht als rassistisch markierten, gleichwohl zeitgebundenen Begriffen aus Romanen – Emanzipation von Sprache und Geschichte: Post-Strukturalismus erweist sich auf dieser Folie als Post-Humanismus. Dass sich in letzter Zeit vermehrt weibliche Stimmen gegen diesen Trend zur Wehr setzen, indem sie die durch sprachliche Markierung verordnete ‚Sichtbarkeit‘ als potenziell diskriminierend einstufen und nicht zuletzt auf die damit einhergehenden, unfreiwillig komischen sprachlichen Kuriositäten verweisen, stimmt immerhin hoffnungsvoll. Nicht zuletzt deshalb scheint es an der Zeit zu sein, den unterrichtspraktischen Erfordernissen in der aktuellen Diskussion Gehör zu verschaffen.

4. Für Transparenz und Sprachpragmatismus im Deutschunterricht

Damit keine Missverständnisse entstehen: Als Fachverband Deutsch setzen wir uns grundsätzlich für die Gleichbehandlung aller Schülerinnen und Schüler ein, was die Gleichstellung aller Geschlechter unabdingbar voraussetzt! Im Übrigen bleibt festzuhalten, dass

⁵ Butler, Judith, *Körper von Gewicht: Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, Berlin 1995, S. 29. Vgl. zu dem Gesamtkomplex die Kontroverse zwischen Martha Nussbaum und Judith Butler zum sogenannten *bad* oder *difficult writing*, die in dem Vorwurf Nussbaums gipfelt, Butler als Teil einer „liberationist party“ fördere zwecks Verfestigung von Machtpositionen politischen Quietismus im akademischen Diskurs und verhindere somit eine wirkliche Veränderung gesellschaftlicher Missstände, somit auch die Gleichstellung der Frau. Vgl. dazu Christina Wald, *Martha C. Nussbaum versus Judith Butler oder ‚Old style‘ – Feminismus versus poststrukturalistische Gender-Theorie*. In: Klausnitzer, Ralf et. al. (Hrsg.), *Kontroversen in der Literaturtheorie – Literaturtheorie in der Kontroverse*, Bern (Lang) 2007, S. 427-442, S. 432 ff.

Schule per se einer der größten Integrationsmotoren der Gesellschaft darstellt, insofern körperlich Beeinträchtigte, Benachteiligte mit Handikap, Kinder aus bildungsfernen Schichten sowie Schüler mit Migrationshintergrund in besonderem Maße Förderung erfahren. Das Fach Deutsch trägt dazu mit sprachbildenden Maßnahmen und aufklärungsorientierten, emanzipatorisch-gedanklichen Anregungen in wesentlichem Umfang bei. Aus Sicht der Praxis und der gewonnenen Erfahrungen sprachlicher Sozialisation bei Jugendlichen scheint es geboten, zur allgemeinen Tendenz der um sich greifenden Genderierungs-Welle einige Anmerkungen zu machen.

4.1. Sprache als System

Sprachen und Sprachgebrauch fußen auf einem genealogischen, zunächst mündlich tradierten Entwicklungsprozess, der nach seiner Verschriftlichungsphase zwar einigermaßen zur Ruhe gekommen ist, aber durch Übernahme neuer Wörter und weiterer Anverwandlungen bis heute andauert. Ein solches organisch gewachsenes System lässt sich nur insofern verändern, als seine innere Struktur und seine grammatikalischen Gesetzmäßigkeiten es zulassen. Was impliziert, dass einzelne sprachliche Elemente nur bedingt variabel sind – so lange nämlich, wie die Grundregeln der Grammatik nicht verletzt werden. ***Grammatikalische Bezüge sind beim Erlernen einer Sprache basal*** – umgekehrt werden falsche grammatikalische Bezüge als besonders schwere Verstöße gegen die Sprachrichtigkeit empfunden; im Fremdsprachenunterricht werden solche Verstöße gegen die grammatikalische Richtigkeit deswegen bei einer Fehlerkorrektur besonders hervorgehoben.

Wenn ideologische Interessen den Sprachgebrauch manipulieren, brauchen wir für den schulischen Bereich – und das gilt insbesondere für den Deutschunterricht – dezidierte Aufklärungsarbeit zur Entideologisierung der Sprache und keine wie auch immer interessengeleiteten Eingriffe von außen in organisch gewachsene Strukturen. Veränderungen bedürfen einer detaillierten Einzelanalyse hinsichtlich ihrer semantischen und grammatikalischen Folgen für das Gesamtsystem Sprache.

4.2. Generisches Maskulinum

Jedes Kind lernt bei der Kategorisierung des Wortschatzes nach „Wortarten“; es gibt im Deutschen, so die traditionellen Bezeichnungen, männliche, weibliche und sächliche ***Substantive, die in den wenigsten Fällen mit dem entsprechenden Sexus identifizierbar sind.*** Bei „Mann“ und „Frau“ mag das noch hingehen. Schon bei dem Wort „Kind“ treten Schwierigkeiten auf. Wer will schon behaupten, dass es sich bei dem von dem Wort „Kind“ Bezeichneten um ein Neutrum handele. Natürlich kann ein Kind männlich oder weiblich sein, nur bei der grammatikalischen Zuschreibung handelt es sich um eine „sächliche“ Geschlechtsbestimmung. Noch einleuchtender ist vielleicht die Nichtübereinstimmung zwischen Geschlechtswort und Sexus bei dem Wort „Mädchen“. „Das Mädchen“ ist von seinem Sexus her zwar weiblich klassifiziert, seiner grammatikalischen Bestimmung nach allerdings ein Neutrum. Schreibt ein Schüler zum Beispiel: „Das Mädchen ist schön; sie hat mich geküsst“, so enthält dieser Satz einen grammatikalischen Bezugsfehler:

Richtigerweise müsste es heißen: „Das Mädchen ist schön; es [das Mädchen] hat mich geküsst.“

Hauptwörter inklusive der dazugehörigen „Geschlechts“-Wörter (Artikel) bilden nur in den seltensten Fällen männliche und weibliche Geschlechtsbezüge gegenüber der Wirklichkeit ab; in den meisten Fällen erscheinen sie als absolut willkürlich. Will heißen, eine ***Gleichsetzung zwischen grammatikalischem Geschlecht und entsprechendem Sexus ist Fiktion***. Das gilt es auseinanderzuhalten. Bei dem Satz: „Befindet sich ein Arzt im Raum?“ wird offensichtlich, dass auch eine weibliche Ärztin aufgerufen ist, sich zu melden. Das sogenannte „männliche“ Substantiv inkludiert in diesem Falle das weibliche Geschlecht. Würde jemand sagen: „Befindet sich unter uns eine Ärztin?“, wäre umgekehrt definitiv eine weibliche Person gemeint – unter Ausschluss des männlichen Pendants.

Fazit: Das sogenannte „generische Maskulinum“ enthält in der Regel auch die weibliche Form, ist weder tendenziös noch insinuirend männlich konnotiert, wie Peter Eisenberg, ein ausgewiesener Kenner der Materie, jüngst wieder in mehreren Artikeln fundiert nachgewiesen hat.⁶ Das in Misskredit geratene generische Maskulinum geriert sich im wahrsten Sinne des Wortes als asexuell.

Wir gehen zum Bäcker oder zum Friseur, wobei uns bewusst ist, dass nicht selten weibliche Individuen hinter der Ladentheke stehen oder uns die Haare richten. Solche ***geschlechtsneutralen Formen bezeichnen in diesem Fall die Institution***. Es wäre nicht hilfreich zu sagen: „Ich gehe zur Friseurin“ – oder gar zu einer „Friseurin“. Wer explizit als Mann zu einem männlichen Friseur gehen will, geht zum „Barber“ oder „Barbier“.

⁶ Vgl. Eisenberg, Peter, Unter dem Muff von hundert Jahren. Jetzt knickt auch noch der Duden ein: Die Anhänger des sprachlichen Genderns wollen uns Vorschriften machen, kennen aber die Sprachgeschichte nicht.- In: FAZ, Nr. 6 vom 08.01.2021, S. 12 und ders., Geschlechtergerechte Sprache. Warum korrekte Grammatik keine Gendersternchen braucht. In: FAZ.NET, 22.10.2020 (=https://fazarchiv.faz.net/document?id=FAZN__20201022_7015164#start; abgerufen am 23.10.2020). Peter Eisenberg ist ein hoch anerkannter Sprachwissenschaftler und Grammatikkenner des Deutschen. Er wehrt sich gegen Versuche, in berechtigter Genderpolitik die Grammatik zu verändern. Wir folgen ihm in völligem Konsens.

Vgl. dazu auch: Ruge, Eugen, Gendergerechte Sprache: Eine Frage der Endung. Das Gendern der Hauptwörter setzt sich durch. Aber müssen wir wirklich die Sprache verändern, damit das Leben besser wird?- In: DIE ZEIT, Nr. 4 vom 21.01.2021, S. 61.

Des Weiteren: Bender, Justus und Eppelsheim, Philip, Krieg der Stern*innen. Müssen wir bald alle gendern?- In: FAZ.NET, 06.02.2021; (=https://fazarchiv.faz.net/document?id=FAZN__20210206_7183146#start; abgerufen am 08.02.2021).

Reents, Edo: Gendern in der Sprache. Ist das noch gerecht?- In: FAZ.NET, 14.12.2020; (=https://fazarchiv.faz.net/document?id=FAZN__20201214_7102110#start; abgerufen am 15.12.2021).

Glück, Helmut: Die Ersatzreligion der sprachlichen Anbiederung. Die Stadt Hannover setzt sich über das amtliche Regelwerk der deutschen Rechtschreibung hinweg.- In: Beitrag in den Sprachnachrichten, Verein Deutsche Sprache e.V., Heft 81 (1/2019) (=https://vds-ev.de/wp-content/uploads/2019/04/gender_ersatzreligion.pdf; abgerufen am 18.01.2021).

Wer Brötchen beim „Bäcker“ kauft, weiß und empfindet dies auch so, dass ihn in vielen Fällen nicht ein männlicher Bäcker, sondern eine Bäckereiverkäuferin erwartet. **Die sexuelle Bedeutung des generischen Maskulinums ist unbestritten. Wer eine Individualisierung bevorzugt, dem steht in vielen Fällen das markierte Femininum zur Verfügung** wie in „Schülerin“ oder „Lehrerin“. Die Lebenswirklichkeit zeigt, dass die Feminisierung vieler Substantive in der Sprachverwendung Einzug gehalten hat: Wird eine Schülerin von einer Lehrerin unterrichtet, dann bezeichnet sie diese nicht als „Lehrer“, sondern als ihre „Lehrerin“. Selbst wenn das „Amt des Bundeskanzlers“ männlich umschrieben ist, hat das, sofern der Kanzler eine Frau ist, keine sprachlichen Umsetzungsschwierigkeiten zur Folge – und man sagt dann einfach „Bundeskanzlerin“. Auch Schüler haben in der Regel keine Schwierigkeiten, sich an diesen Sprachgebrauch zu halten.

Aber Achtung, auch dieses Verfahren stößt an Grenzen. Immer wenn eine Sache zu forciert betrieben wird, kann sie ins Negative kippen. Übertreibungen in dieser Hinsicht wirken abseitig. Ein „Hundehalter“ ist eine männliche oder weibliche „Person“, die einen Hund besitzt. Das Wort „Person“, im Übrigen vom grammatikalischen Geschlecht her weiblich, steht für männliche wie für weibliche Geschlechtsgenossen. Die „Hundehalterin“ ist eindeutig als weibliche Besitzerin eines Hundes festgelegt. Die weibliche Form des „Hundes“ ist eine „Hündin“. Sollen wir also – konsequenterweise – zwischen einem „Hundehalter“ und einem „Hündinhalter“, respektive einer „Hunde- bzw. Hündinhalterin“ differenzieren? Entsprechende Pluralformen würden dann - schönhässlich - etwa die „Hunde“- bzw. „Hündin(nen)halter“ als „Hunde“- bzw. „Hündin(nen)halterI(i?)nnen“ ansprechen, um nur einzelne denkbare Varianten anzudeuten. Um wie viel einfacher wäre es in summa, im Wort „Hundehalter“ männliche wie weibliche Personen subsumiert zu sehen? Was im Übrigen dem Wort „Hundehalterin“ keinen Abbruch tut.

Von Seiten der feministischen Sprachkritik sind in der Vergangenheit verschiedene Vorschläge vorgetragen wurden, um das verteufelte „generische Maskulinum“ zu beseitigen. Die Vorschläge reichen auf einer Skala von „gerade noch erträglich“ bis zu Konzeptionen, die an Sprachverhunzung grenzen. Dem ist Einhalt zu gebieten.

4.3. Schreibweisen von Substantiven

Die harmloseste und noch gut zu praktizierende Variante in dieser Beziehung ist die Schreibung von *Substantiven mit Binnen-I*. Gerade als „DeutschlehrerInnen“ sollten wir an Lösungen interessiert sein, die uns und unseren „Schülerinnen und Schülern“ das Leben nicht unnötig schwer machen. Wer z. B. das Wort „SchülerIn“ verwendet, signalisiert die Einzahl, was die entsprechende Verbform wie z. B. „liest“ zur Folge haben kann; wer „SchülerInnen“ sagt, bedient sich der Pluralform, also „lesen“. Wie bei der Zweierformel ist die Kompatibilität mit dem grammatikalisch Gebotenen leicht herstellbar. Die Verwendung von *Klammern oder Schrägstrichen*, wie sie in der Amtssprache schon längst üblich sind, hat einen ähnlichen Effekt.

Nämliches trifft zu auf den *Genderstern bzw. den Unterstrich*. So weit, so schlecht. Gleichwohl bleibt festzuhalten, dass die Verwendung des Binnen-I im Sinne der zuvor ange-merkten grammatikalischen Kompatibilität Folgen für den Artikel- und Adjektivgebrauch hat. Die Differenzierung zwischen „einem lesenden Schüler“ und „einer lesenden Schülerin“ gelingt nicht mehr. Entweder greift man dort auf den Schrägstrich als Hilfsfunktion zurück oder man schreibt die passenden Formen mit einem Bindewort aus.

Wenn die Genderlogik allerdings verlangt, dass Komposita wie „Lehrerzimmer“ in „Lehrerinnen- und Lehrerzimmer“ umzuformulieren wären, dann wird es kompliziert. Mögliche Alternativen wären „Lehrer/innenzimmer“, „Lehrer*innenzimmer“ oder „Lehrer_innenzimmer“. Man stelle sich einen Deutschaufsatz vor, in dem diese Schreibweisen, möglicherweise nebeneinander, Verwendung finden.

Dabei wäre das nicht das Ende der Debatte, denn die angeführten Schreibweisen beziehen sich lediglich auf zwei Geschlechter. Wie stünde es, bemühte man sich um durchgängige Stringenz, um das Recht derjenigen, die sich weder als Mann noch als Frau definieren?

Ob Diverse sich mit dem Genderstern letztendlich zufrieden geben werden, sei dahingestellt. So lautet ein in der Zwischenzeit wieder verworfener Vorschlag von dort, bei Nomen und Pronomina ein *geschlechtsneutrales X* an Stelle der geschlechtsmarkierenden Endung zu setzen, also „LehrXzimmer“. Auf Grund der prägnanten Kürze wäre ein solcher Ansatz wie auch die Verwendung eines Pluszeichens (Lehrer+) für den Amtsgebrauch möglicherweise diskutabel, wenn da nicht die Empfindung lauern würde, dass die mit X oder + Bezeichneten als Opfer einer nachrangigen Hierarchie angesehen werden könnten.

Ein weiterer aktueller Vorschlag ist die einheitliche Verwendung der *Endung* „-ens“. Wie würde sich jedoch eine Kollegin fühlen, wenn sie von ihrer Schulbehörde ein Schreiben erhalten würde, das mit „Sehr geehrten Oberstudienratens“ beginnen würde? In Anbetracht der ohnehin labilen Rechtschreibkompetenz weiter Teile unserer Schülerschaft stellt sich die Frage: „Wens blickt da noch durch“?

Das Problem allzu forsch vorgetragener feministischer Sprachkritik sieht auch Luise F. Pusch. Das Bemühen um eine gendergerechte Sprache erfasst im Prinzip nur zwei Geschlechteridentitäten, sodass die feministische Sprachkritik von Seiten der Queer-Bewegung in diesem Punkt scharf kritisiert wird. Umgekehrt wirft Pusch der Queer-Bewegung vor, dass sie das Machtgefälle zwischen Frauen und Männern im Patriarchat trivialisiere.⁷

Wäre in dieser Auseinandersetzung nicht das Argument eine Überlegung wert, dass in der oben angeführten Zweierformel – etwa in „Schülerinnen und Schüler“ – Diverse auch angesprochen sind? Denn ist die hier gemeinte Diversität – naturwissenschaftlich, soziologisch, psychologisch – nicht eine wie auch immer geartete Mischung aus männlichen und weiblichen Anteilen – und sind Diverse dann nicht auch in dem durch die beiden Wörter abgesteckten „Bezeichnungsfeld“ angesprochen?

⁷ Vgl. Pusch, op. cit., S. 48.

Wir plädieren für den transparenten und unsere Schülerinnen und Schüler nicht verwirrenden Gebrauch von Substantiven, der mit den Vorgaben der deutschen Grammatik kompatibel ist.

4.4. Gebrauch des Partizips

Die Optionen, die zwecks Vorbeugung diskutiert werden, sind allerdings so vielfältig wie sprach- und sinnzerstörend. Die Verwendung der *Partizipial-Konstruktionen* ist so zweifelhaft wie irreführend. Der Unterschied zwischen „Koch“ und „Kochender“ muss nicht weiter erläutert werden, um nicht das allseits beliebte Beispiel der „Studierenden“ als Ersatz für „StudentIn(en/nen?)“ zu verwenden. Ob „Leser“ und „Lesende“ identisch sind? Eine rhetorische Frage.

Landauf, landab wird „sprachsensibler Unterricht“ propagiert. Hier geht es um Unterrichtskonzepte, die Sprache bewusst als Mittel des Denkens und Kommunizierens einsetzen, um vorhandene fachliche und sprachliche Defizite auszugleichen. Über Hör- und Lesekompetenzen sollen mündliche Ausdrucks- und letztendlich auch Schreibkompetenzen gefördert werden. Sprachsensibilität impliziert aber auch – und das lernt bereits ein Schüler in der Grundschule –, dass es einen Unterschied zwischen einem Hauptwort und einer Partizipialkonstruktion gibt. Das Partizip I drückt aus, dass beide Handlungen (im Partizipial- wie im Hauptsatz) gleichzeitig(!) stattfinden. Ein Beispiel gefällig? „Die Grammatik studierend, kam der Schüler auf den Gedanken...“ Auch semantisch betrachtet macht es eben einen Unterschied, ob von einem „Leser“ oder einer „Leserin“, von einem oder einer „Lesenden“, von einem „Studenten“ oder einer „Studentin“ respektive einem/r „Studierenden“ die Rede ist. Ganz abgesehen davon, dass jede/r Unterrichtende weiß, welche Probleme unsere Schüler mit den Partizipialkonstruktionen an sich haben. So recht eigentlich kommen sie, insbesondere beim digitalen Sprachgebrauch, kaum mehr vor.

Wir lehnen den undifferenzierten Gebrauch der Partizipialkonstruktion als Ersatzform für gendergerechte Sprechweisen als sinnverwischend ab.

4.5. Aussprache

Um in diesem Zusammenhang noch auf eine weitere Unsitte zu verweisen, sei der sogenannte „*Knacklaut*“, eine lautliche Entsprechung zum Genderstern, genannt, der mittlerweile sogar von einigen öffentlich-rechtlichen Anstalten praktiziert wird.⁸ Wobei „Knacklaut“ nur die euphemistische Umschreibung eines im Deutschen nicht vorkommenden „h aspiré“ darstellt, der mit seiner Sprechpause – mitten im Wort – das Wortganze sinnentstellend auseinanderreißt.

Wir sagen Nein zu allen Formen der Zerstückelung des Text-Bildes unserer gewachsenen Sprache; eine künstliche, dem Sprechen unangemessene Unterbrechung mitten im Wort ist abzulehnen, mag sie auch noch so zeitgenössisch modern daherkommen.

⁸ J. Kaube erkennt darin eine selbstgerechte Weltverbesserungsattitüde mit Fortschrittsanstrich. Vgl. Kaube, Jürgen, Sprachlicher Hindernislauf. In: FAZ vom 13.03.2021, S. 1.

5. Gendervorgaben weisen in die falsche Richtung

Wenn nun auch der „Duden“ beginnt, sich dem vermeintlichen Mainstream anzupassen, indem er den deutschen Wortschatz nach gegenderten Fassungen zu durchforsten beginnt, dann setzt er womöglich seine Reputation als „die“ Rechtschreib-Institution – zumindest für den schulischen Bereich – aufs Spiel. Vielleicht wächst so der grauen Eminenz im Hintergrund, dem „Rat für deutsche Rechtschreibung“, die Aufgabe zu, hier korrigierend einzugreifen. Auf der Homepage hat sich die „zentrale Instanz für deutsche Rechtschreibung“ die „Bewahrung der Einheitlichkeit der Rechtschreibung im deutschen Sprachraum“ auf die Fahnen geschrieben.⁹ Über die Beobachtung bei der Weiterentwicklung der deutschen Rechtschreibung wird hier ein bewahrendes Element sichtbar, das nicht nur tradierte Sprech- und Schreibweisen, sondern bei ihrer Gesamtbeurteilung neben allen Modernisierungstendenzen auch inerte grammatikalische Strukturen der deutschen Sprache sowie interdependent-ästhetische Umsetzungsfragen mit zu berücksichtigen hat.

Zum Glück haben wir in Deutschland keine „Sprachpolizei“, welche, wie Luise F. Pusch in ihrem Essay polemisierend anmerkt, die Durchsetzung gegenderten Sprechens behindert habe; gleichwohl bleibt festzustellen, dass alle, sowohl Einzelpersonen wie Verwaltungseinrichtungen, Rundfunkanstalten und Institutionen, die vorschnell, unreflektiert und inkonsistent auf den Gender-Zug aufspringen, die Auswirkungen auf unsere Sprache nicht bedenken, geschweige denn die unterschiedlichen Entwicklungsstufen unserer Jugendlichen im Blick haben. Glaubt jemand allen Ernstes, dass solche Marotten zur verbindlichen Sprach- und Sprecherziehung, zur Sprech- und Schreib-Norm an den Schulen avancieren und unseren letztlich in Grammatik und Rechtschreibung noch unsicheren Kindern und Jugendlichen als Vorgaben von außen aufoktroziert werden sollen?

Wenn man der empirischen Bildungsforschung glauben darf, sind viele Schüler bereits jetzt mit dem normalen Schriftspracherwerb überfordert. Kinder und Jugendliche dürfen auf ihrem Weg zum Erwachsenwerden nicht den Mut verlieren, sich ihres eigenen Verstandes bedienen zu wollen.

Weiteren durch Genderisierungsmaßnahmen ausgelösten Unterminierungen des grammatikalischen Bezugssystems ist Einhalt zu gebieten. Verschleifungen und Verunklarungen in diesem Bereich würden die didaktischen Erfolge beim Schriftspracherwerb zurückwerfen und die Lese-Sozialisation von Jugendlichen durch grammatikalisch ambigie Strukturen störanfällig machen.

6. Stil und Sprachlogik als ästhetische Implikationen

Last but not least: Sich mündlich zu äußern und seine Gedanken zu verschriftlichen ist unter anderem auch eine Frage des Stils. Von Anfang an werden die Kinder dazu angehalten, ihre Gedanken nicht nur klar und sprachlich richtig, sondern auch in der schönsten Form, die ihnen möglich ist, niederzuschreiben. Wo das Wie zur Aufgabe des Was wird,

⁹ Vgl. <https://www.rechtschreibrat.com/>; abgerufen am 28. Februar 2021.

ist Bildung auf dem richtigen Wege. Ideologisch verbrämtes „Gegendere“ ist nur scheinbar emanzipatorisch und das Gegenteil von Stil.¹⁰ Logik und Ästhetik werden der Politik untergeordnet. Wir kennen das hinreichend.

Deutschunterricht ist per se emanzipatorisch und regt zum Nachdenken an, appelliert an die Vernunft und praktiziert Aufklärung und Toleranz. Niemand, gleich welcher Religion, gleich welchen Geschlechts erfährt Benachteiligung. Vorurteilsfrei in einem quasi-herrschaftsfreien Dialog werden alle Fragen miteinander diskutiert.

Eine Sprache lässt sich nicht per Dekret von heute auf morgen verändern. Die Thematisierung der Geschlechtergerechtigkeit hat sich nicht nur, aber auch dank des Deutschunterrichts in unserer Gesellschaft mittlerweile so weit etabliert, dass sie ganz gewiss nicht auf die Verkomplizierung des Sprachgebrauchs angewiesen ist. Eine solche Verkomplizierung des Deutschen würde sprachpragmatisch betrachtet alle treffen: Frauen, Männer und Diverse. Im schlimmsten Fall könnte die Vielfalt der Sprache selbst einem schleichenden Diskriminierungsprozess ausgesetzt sein.

März/April 2021

¹⁰ Der Sprachwissenschaftler J. Trabant spricht in einem Interview von dem Missverständnis, „wonach Sprache nichts weiter als Terminologie ist“ und plädiert für mehr Toleranz in der Sprachpraxis und weniger Beserwisserei. Vgl. das Interview von Sonja Panthöfer mit Jürgen Trabant in der Stuttgarter Zeitung vom 13./14.03.2021, Beilage, M1 f.